

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Frau Rammow, wo sind Sie geboren und in welchem Milieu wuchsen Sie auf?

Ich wurde 1925 in Finkenwerder geboren. Meinen Vater, der eigentlich aus der Nähe von Saalfeld in Südthüringen stammt, hatte es an die dortige Deutsche Werft verschlagen, wo er als kaufmännischer Angestellter arbeitete. Mein Vater hatte meine Mutter in Berlin kennen gelernt. Sie zogen dann gemeinsam nach Finkenwerder. Während des Ersten Weltkriegs war mein Vater als ganz junger Mann bereits Marinesoldat gewesen, im Zweiten Weltkrieg wurde er dann Verwaltungsoffizier in der Marine. Die See und die Werft waren also irgendwie Teil der Familie. Ich habe einen älteren Bruder, der auch in Finkenwerder geboren wurde. Wir verließen den Ort allerdings nach meinem dritten Lebensjahr und zogen um nach Hamburg. Mein Bruder ist ebenfalls Marineoffizier geworden im Zweiten Weltkrieg; er suchte nach Seeminen. Ich weiß, das ist furchtbar, aber so ist es gewesen.

In Finkenwerder lebten meine Eltern in einem Haus, in dem insgesamt vier Angestellte der Deutschen Werft wohnten. Das war hinterm Deich – Finkenwerder war ja damals noch eine wirkliche Elbinsel, man setzte von den Hamburger Landungsbrücken mit dem Dampfer über. Auch später, nach dem Umzug, haben wir das noch oft getan, da wir Bekannte in Finkenwerder hatten.



Helga Rammow

Porträtzeichnung von Heino-Joachim Dräger, Lübeck

Hatten Ihre Eltern denn klare Vorstellungen davon, was Sie später beruflich werden sollten?

Nein, überhaupt nicht. Und die Zeitläufe haben jegliche Planungen damals auch ziemlich ad absurdum geführt. Ich war vierzehn Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Mein Vater und mein Bruder waren dann im Krieg, meine Mutter und ich blieben allein zurück. Als die Bombardierungen Hamburgs begannen, gingen wir nach Thüringen, in die Heimat meines Vaters.

Das heißt, Sie haben die Bombardierung Hamburgs noch selbst miterlebt?

Ja und nein. Ich hatte 1943 mein Abitur gemacht und wurde anschließend zum Arbeitsdienst eingezogen, den ich in einem Arbeitsdienstlager in Ostpommern ableistete. Im Sommer des gleichen Jahres bekam ich Urlaub und das gerade in der Zeit, als die Bombardierung Hamburgs geschah. In Pommern war ich zunächst in der Landwirtschaft tätig, allerdings nur für etwa acht Wochen. Danach erkor man mich aus, die Kinder des Dorfes zu unterrichten, weil der Lehrer eingezogen worden war. Das war natürlich sehr abenteuerlich. Ich kam zu dieser einklassigen Dorfschule, in der sämtliche Jahrgänge nebeneinander saßen. Mit den Einen übte man lesen und schreiben, mit den Anderen rechnete man. Es war wirklich bizarr, denn ich hatte ja keine Ahnung. Doch es war in Ordnung, die Kinder lernten irgendetwas.

Im Anschluss an diese Phase wurde ich zum Kriegshilfsdienst eingezogen, da ich ja nun schon den Schuldienst versehen hatte. Für ein halbes Jahr kam ich nach Ostoberschlesien, in die Kattowitzer Gegend. Dort wurde ich dann Hilfslehreerein an einer Schule und hatte vier Klassen mit jeweils sechzig Schülern zu betreuen.

Hat es Ihnen zugesagt, zu unterrichten?

Ja, es hat mir schon Spaß gemacht. In Ostoberschlesien fühlte es sich für mich jedoch zunehmend zwiespältig an. Ich war ja in einem völlig unpolitischen Elternhaus aufgewachsen, aber als ich nun von einigen der Schulkinder auf die Frage »Was macht denn dein Vater?« zur Antwort erhielt: »Mein Vater? Der ist zum Schornstein rausspaziert!«, wusste ich zunächst nicht, was das bedeutete. Auf meine Nachfragen wurde mit Schweigen reagiert und so hakte ich bei einer Kollegin nach. Sie hat mir dann erklärt, dass der Vater im KZ umgekommen war. Dadurch kam natürlich ein gewisser Reflexionsprozess bei mir in Gange. Im Herbst 1944 erkrankte ich und kam dann Weihnachten schwer angeschlagen

Interview vom 25.02.2010, durchgeführt in der Hamburger Privatwohnung von Helga Rammow (Freigabe v. Text u. Zeichnung durch H. Rammow am 03.08.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

nach Thüringen, wo ich bis zum Frühjahr 1945 an einer schweren Nasen-Rachen-Diphtherie litt. Ich konnte nicht gehen und kaum atmen, es war wirklich schlimm. Nachdem ich wieder gesund war, wurde ich dort, im Kreis Weimar, als Laienlehrkraft eingestellt. Dafür besuchte ich einen Kurs in Dresden, allerdings nur für eine Woche. Dann kamen schon die Amerikaner und gingen wieder, schließlich kamen die Russen. Dann ging ich auch bald weg in den Westen.

Wann genau war das?

Im Herbst 1945. Erst bin ich ja dort in Thüringen geblieben, weil meine Mutter allein war. Mein Vater und mein Bruder waren in Kriegsgefangenschaft geraten. Doch schließlich ging ich zurück nach Hamburg, natürlich illegal, durch die grüne Grenze. In Hamburg blieb ich zunächst bei einer Freundin, hätte aber eigentlich nicht in der Stadt wohnen dürfen, da ich keine Arbeit hatte. Da ich aber keine Wohnung hatte, durfte ich auch nicht arbeiten. Durch Bekannte meines Vaters bekam ich schließlich die Möglichkeit, eine kaufmännische Lehre zu machen, im Büro einer Baufirma. Und ich erhielt die Wohnberechtigung, mir mit einer Freundin ein Zimmer zu teilen, bei ihren Eltern.

Nachdem ich die Ausbildung zur Bürokauffrau abgeschlossen hatte, bekam ich 1946/47 eine Anstellung im Rathaus, im Rechtsamt – ich hatte ja kein Geld und musste von irgendetwas leben. Dort stellte man mich an und anschließend war ich im Oberverwaltungsgericht für die Führung der Protokolle zuständig. Das war auch ganz gut und hat mir sicher nicht geschadet; außerdem hatte ich da nette Kollegen.

Sie lernten so auch den Umgang mit Verwaltungen und Institutionen.

Ja, genau. Und wissen Sie, so kurz nach dem Krieg ging es auch einfach ums tägliche Brot. Wir haben damals gehungert und waren dünn wie die Striche. Jeden Morgen ging ich zur Arbeit und selbst an den Samstagen mussten wir halbtags zum Dienst. Das war damals überall so. Ich hatte vergleichsweise noch Glück, selbst in meiner Ausbildung verdiente ich zum Beispiel schon 120 Mark, von denen ich ein Viertel an meinen Bruder schickte, dem es ja noch viel schlechter ging. Wir sind damit durchgekommen. Ich wohnte zur Untermiete und öffentliche Verkehrsmittel gab es ja auch keine, wegen der Kriegsschäden. Die Bombardierung Hamburgs hatte ich teilweise miterlebt, als ich auf Urlaub vom Arbeitsdienst in Ostpommern kam.

Wie entwickelte sich Ihr Weg von der Anstellung in der Verwaltung zum Studium der Völkerkunde?

Zunächst einmal habe ich 1953 geheiratet, schied aus dem Dienst im Oberlandesgericht aus und wurde Ehefrau. Mein erster Mann war Landarzt gewesen und hatte dort auch eine ganze Menge an Aufgaben, allerdings verstarb er bereits 1956. Ich führte seine Arbeit verwaltungsmäßig weiter und fuhr auch mit dem Auto die Vertretung meines verstorbenen Mannes zu den Patienten auf dem Lande. Später kam ich dann mit meinem zweiten Mann in näheren Kontakt, der auch Arzt war – ein Kollege, den ich schon länger kannte. Mit ihm führte ich interessante Unterhaltungen, denn er ist in früheren Zeiten als Schiffsarzt tätig gewesen. Er war beispielsweise in Mexiko, schwärmte sehr von diesem Land und empfahl mir Eduard Stuckens Buch »Die weißen Götter«. Eigentlich schwärmte er von der ganzen Welt, unter anderem von Westafrika. Er meinte immer, da müsse ich mal hin. Zudem war er sehr versiert in der Geschichte nord- und mittelamerikanischer Indigener. Die „Indianer“ hatten ihn bereits als Kind fasziniert, das führte er in seinem späteren Leben fort und übertrug sein Interesse auch auf mich. Wir trafen uns auch oft mit seinen Bekannten, die von ihren Reisen und den fremden Kulturen erzählten. Und da wurde mir klar: So was kann man ja auch studieren! Man kann dieses Interesse ja auch ein wenig ernsthafter betreiben und seine Informationen nicht nur aus der Sekundärliteratur beziehen, sondern es besser untermauern. Also hörte ich mich in Hamburg um, ob ich studieren könne. Man brauchte dieses und jenes und ich konnte fast alles vorweisen, mit Ausnahme des Großen Latinums, das ich dann an der Universität nachholte. So begann ich 1957 - mit zweiunddreißig Jahren! - das Studium der Völkerkunde. Mein Mann war begeistert und begleitete das mit großer Freude. Er fand es grandios, dass er an diesem Prozess und den Inhalten teilhaben konnte. Neben Völkerkunde im Hauptfach studierte ich Ägyptologie im Nebenfach.

Das Interesse an Amerika passte ja sehr gut zur regionalen Ausrichtung des Faches in Hamburg.

Ja, und ich war eben auch an die Stadt gebunden: Ich hatte meine Liebe dort, außerdem meine Wohnung; daher blieb ich und ging auch nicht an eine andere Universität in Deutschland. In Hamburg war Professor Termer, der Amerikanist, gleichzeitig Leiter des Instituts und des Museums in Personalunion. Das hat auch lange gehalten, doch dann wurde er krank und viele Museumskollegen machten daraufhin die Vorlesungen. Es gab damals ja noch keinen Bachelor oder Magister, das Studium war noch nicht so verschult. Wir konnten also machen, was wir wollten, nur einfach auf das Ziel losstudieren – wobei mir das Ziel noch gar nicht so unbedingt wichtig war, ich war einfach voller Neugierde und wollte viel erfahren. Nach und nach ist dann sehr viel Museologisches an mich herangekommen, durch Termer und die

Interview vom 25.02.2010, durchgeführt in der Hamburger Privatwohnung von Helga Rammow (Freigabe v. Text u. Zeichnung durch H. Rammow am 03.08.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Kollegen am Museum, wie Herbert Tischner aus der Ozeanistik und Wolfgang Haberland aus der Archäologie und Altamerikanistik. Außerdem gab es Kunz Dittmer und Günter Zimmermann, für zweiteren arbeitete ich in der großen lateinamerikanischen Linga-Bibliothek und lernte zudem Aztekisch bei ihm. Er bot als Dozent Kurse für diese Sprache an. Später wurde er aus der allgemeinen Ethnologie herausgenommen. Ich fuhr ja immer zweigleisig, Amerikanistik war Ethnologie und Ethnologie war Amerikanistik. Das wurde dann jedoch getrennt, auch als Prüfungsfächer. Ich war die erste Altamerikanistin, die wirklich in diesem Fach promovierte, mit »Die Verwandtschaftsbezeichnungen im klassischen Aztekischen«¹. Und als Studierende waren wir ja ein sehr kleiner Kreis gewesen.

Welchen ersten Eindruck hatten Sie von diesem Kreis zu Beginn Ihres Studiums?

Zunächst fiel auf: Ich war älter als die anderen. Die Kriegsheimkehrer waren Mitte der fünfziger Jahre schon fertig mit dem Studium, die darauf folgende Studentengeneration war einige Jahre jünger.

Was lehrte Franz Termer damals?

Er unterrichtete materielle Kultur und gab zudem eine zweisemestrige Einführung in die Ethnologie – also einen historischen Abriss aller Schulen, beispielsweise auch über Bastian. Dann kamen die Spezialvorlesungen, sowohl von ihm als auch von seinen Kollegen. Außerdem gab es Seminare, in denen wir Studenten Referate hielten und Arbeiten vorlegen mussten. Es wurden auch Doktorandenseminare abgehalten, in denen die wenigen Personen ihre jeweiligen Sachen vorstellten. Ferner gab es praktische Übungen, zum Beispiel bei Dr. Tischner. Er kannte sich mit Ozeanien besser aus als in Hamburg, aber eben auf eine - ich will es mal so sagen - rückwärtsgewandte Art, etwa nach dem Motto: Alles was alt ist, ist gut; alles was jetzt kommt, ist furchtbar. Dennoch hatte er ein unglaublich umfangreiches Wissen über materielle Kultur und führte fundierte Übungen mit uns durch: Wir bekamen Objekte gezeigt und mussten bestimmen, was sie waren, woher sie kamen, woraus sie gefertigt waren. Auch Karten haben wir gezeichnet, zur Südsee oder über die Verteilung der verschiedenen Ethnien in Amerika. Und bei Haberland haben wir Scherben gewaschen.

Wie sahen diese Museumsübungen bei Tischner denn konkret aus?

Mit fünf oder sieben Personen waren wir in einem Raum, unten im Magazin des Museums. Dort legte er einige Objekte auf den Tisch, dazu die Karten der Südsee. Wir Studenten sollten dann sagen, welche Funktion welches Instrument habe, wie das Material beschaffen sei und wer es hergestellt hatte. Das waren also ganz genaue Bestimmungsübungen am Objekt. Das wurde dann auch schriftlich fixiert.

Zu den Vorlesungen bekamen wir immer eine sehr umfangreiche Literaturliste. Wir hatten zudem auch Gastprofessoren, beispielsweise Thomas Barthel sowie Egon Schaden aus Brasilien. Hinzu kamen die bereits erwähnten Referate – mein erstes war über die Rindenbastgewinnung in der Südsee. Es wurde nicht irgendwie herumgespielt, sondern man befasste sich mit verschiedenen Dingen und bekam eine ganze Menge Hintergrundinformationen dazu geliefert.

Wenn ich das richtig sehe, war Tischner recht stark kulturhistorisch und auf den traditionellen Gebrauch der Objekte ausgerichtet.

Ja, ganz und gar.

Wie sah das im Vergleich dazu bei Termer aus?

Termer ist ja in Mexiko gewesen, auch in Guatemala, wozu er eine Ethnographie verfasst hat. Er war auf jeden Fall stärker auf die Gegenwart bezogen, auch weil er bei diesen Reisen aufgrund seiner Herkunft und seines Beziehungsnetzes auf Fincas und Hacienden wohnen konnte. Er hat aber auch mit den Ethnien gelebt und sprach während unseres Studiums viel darüber. Er konnte das wirklich gut vermitteln.

Wie würden Sie ihn denn als Menschen beschreiben?

Ja, sein Verhalten war das eines echten Caballero; mein Mann hat ihn hoch geschätzt. Termer stammte zudem aus einer sehr guten Familie. Er hatte aber auch die Fähigkeit, etwas sehr abzuqualifizieren, wenn es ihm nicht gefiel. Dann

¹ Helga Rammow, Die Verwandtschaftsbezeichnungen im klassischen Aztekischen, Museum für Völkerkunde und Vorgeschichte, Hamburg, 1963.

konnte er ziemlich gleichgültig und desinteressiert sein. Doch ich finde, er war eine große Persönlichkeit.

Tauschten Sie sich während Ihres Studiums auch mit Studenten oder Lehrenden anderer Universitäten aus?

Hans Fischer hielt einmal eine Vorlesung, da hatte er gerade sein Studium beendet – oder kam frisch aus der Südsee zurück. Außerdem gab es einen vergleichenden Linguisten, bei dem ich Phonetik belegte.

Unter den Studenten waren auch Personen aus anderen Ländern, etwa aus Kanada, Indien und Israel. Ich erinnere mich allerdings nicht mehr genau. Der engste Zirkel bestand damals jedoch aus den Personen, die Aztekisch lernten.

Wer gehörte zu diesem Kreis?

Zum einen Ursula Dyckerhoff und Hanns Prem. Später kam auch Peter Schmidt hinzu, der jetzt Direktor der Ausgrabungen in Chichen Itza in Mérida ist. Dann gab es Käte Baltzer, jetzt Harms-Baltzer und Bodo Spranz. Wir trafen uns zum Studieren meist in Privaträumen, oftmals bei mir zu Hause. Wir hatten ja Texte zu übersetzen und aufzuarbeiten, da bot sich das an. Es gab damals einen Mangel an Räumen und wir hatten zudem nur die Textvorlagen auf sehr dünnem Durchschlagpapier.

Dieser Arbeitskreis orientierte sich vor allem an den Vorgaben von Zimmermann?

Ja. Und obwohl er eher kulturhistorisch ausgerichtet war und sich für die gegenwärtigen Situationen - etwa in Mexiko - nicht so sehr interessierte, war er gleichzeitig auch ein Linguist, der etwa die Tonsprache Mazahua sowie Maya beherrschte. Maya lernten wir auch bei ihm. Generell war er aber schon eher historisch interessiert – wie viele Ethnologen der damaligen Zeit. Für Termer trifft das im Grunde genommen auch zu, auf Haberland mit seinen archäologischen Forschungen ebenso. Letzterer war später von meiner Mittelasienausstellung ganz hin und weg, dem Anschluss an die Moderne hat er auch nicht zu widerstehen versucht.

Nach Ihrer Promotion arbeiteten Sie ja als Assistentin von Erhard Schlesier. Wie kam es dazu?

1962 wurde Schlesier zum Nachfolger Termers, der 1968 verstarb. Mein Studium schloss ich 1964 sowohl bei Schlesier als auch bei Zimmermann ab. Schlesier war nach seiner Ankunft sehr stark mit dem Museum beschäftigt und nahm auch seine Vorlesungen sehr genau. Ich hatte mich bereits mit Herrn Prem abgesprochen, wir teilten uns die dreijährige Assistenz bei Schlesier, sowohl er als auch ich machten das anderthalb Jahre. Ich kam als erstes an die Reihe und habe in dieser Zeit eigentlich nur Studenten getröstet. Nein, natürlich unterstützte ich auch Schlesier bei seiner Ausarbeitung der Verwandtschaftsbezeichnungen in Papua-Neuguinea, wo er auf Normanby Island - auch zum Hausbau - geforscht hatte. Schlesier ist wirklich ein ganz liebenswerter Mensch.

Wie würden Sie denn, auf der Arbeitsebene, den Wechsel von Termer zu Schlesier beschreiben?

Nun, bei Termer habe ich die Veranstaltungen besucht und mir Anregungen sowie Literaturhinweise geben lassen. Er ließ mir aus seiner Privatbibliothek auch Werke, die man sonst kaum bekam. Er besaß eine wirklich wundervolle Sammlung. Mit Schlesier war das Verhältnis liebenswürdig und warmherzig, aber doch auch sachlicher – wobei es bei Termer eigentlich auch sachlich war. Schlesier bat mich öfters, dieses oder jenes durchzulesen und ihm anschließend ein Resümee zu schreiben. Er ist ja wegen der hohen Arbeitsbelastung kaum zu solchen Arbeiten gekommen. Schließlich erkrankte er und wurde Patient meines Mannes. Auf fachlicher Ebene, etwa bei Prüfungen, war er in allen Dingen immer äußerst fair und korrekt, eine ganz und gar integere und herzliche Person.

Sie erwähnten gerade, dass er durch die Arbeit am Museum sehr stark ausgelastet war – halfen Sie daher in der Lehre und bei der Betreuung der Studierenden aus?

Ja, ich bot einige Seminare an, beispielsweise zu materieller Kultur. Vor allem übernahm ich aber die Betreuung der Studenten, sie hatten ja nichts als Sorgen. Schon wenn die jungen Bewerber fragten, ob sie Ethnologie studieren sollten oder lieber nicht, begann das ganze Abschreckungstheater. Und auch 1968 war am Seminar einiges los.

Wie veränderte sich denn die Atmosphäre unter den Studierenden in Hamburg, von den späten fünfziger Jahren bis Ende der sechziger Jahre?

Ich denke schon, dass es da so ein Erwachen gab, das konnte man auch in Hamburg deutlich erkennen. Der Respekt vor

Interview vom 25.02.2010, durchgeführt in der Hamburger Privatwohnung von Helga Rammow (Freigabe v. Text u. Zeichnung durch H. Rammow am 03.08.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

den Professoren wurde niedriger gehängt, als es vorher der Fall war. Es war ja nicht total steif und brav gewesen, aber nun wurde in den Seminaren sogar gestrickt. Wenn ein Professor das dann als Störung empfand, wurde ihm geantwortet, dass er ruhig weiter sprechen solle. Solche Despektierlichkeiten hatte es zuvor nicht gegeben, obwohl das Studium zuvor ja auch kein starrer Betrieb war. Anfangs setzten sich die Studenten eben nur aus begeisterten Interessenten zusammen, später waren es auch solche, die ein Brotstudium oder ein Bildungsstudium wollten – oder wegen des Numerus clausus für andere Fächer in der Wartschleife hingen. Der Ton und die Umgangsformen haben sich schon geändert, aber meiner Meinung nach nicht zum Schlechten. Es gab eben ein bisschen Aufstand oder Mucken, aber so richtig...

Veränderten sich auch die inhaltlichen Interessen der Studierenden?

Ja, ich glaube schon. Die Gegenwart klopfte an die Tür – und das war auch gut so.

Soweit ich weiß, waren Sie auch bei der DGV sehr aktiv.

Ja, vor allem zusammen mit E.W. Müller. Ich wurde von 1969 bis 1973 seine Stellvertreterin im Vorstand der DGV. Wir erarbeiteten Programme zusammen, hielten Sitzungen ab, kontaktierten Vortragende. 1971 war ich ja nach Lübeck gewechselt und organisierte dort einige Jahre später auch eine Tagung der DGV. 1995 wurde ich dann Ehrenmitglied, Hanns Prem und Volker Harms verfassten damals die Laudatio – wir kennen uns nunmehr seit gut vierzig Jahren. Während meiner Zeit als Stellvertreterin Müllers und auch in den Jahren danach kam er oft hierher in den Norden und wir diskutierten viel miteinander. Inhaltlich ging es für mich damals meistens um die Neukonzeption der Völkerkunde-Museen, die ich ab 1974 gemeinsam mit Rüdiger Vossen und anderen vorantrieb. Bei all diesen Besprechungen erörterten wir die Frage, was die Substanz des Faches sei und was genau wir darin machten. Davor gab es den großen Knatsch in Göttingen 1969.

Wie würden Sie die Tagung in Göttingen aus Ihrer Sicht beschreiben?

Einer der Studenten war so liebenswürdig, mir zwischen Tür und Angel zu sagen, dass Herr Koch gleich hinausgeworfen würde. Ich fragte, was dieser Unsinn denn solle, aus meiner Sicht führte das zu nichts. Die Antwort war, dass man mir nur Bescheid sagen wollte, damit ich keinen Schreck kriegen würde. Damals gab es dort in Göttingen natürlich einen Aufstand – und das war auch richtig so! Die Geschichte mit dem Genozid in Brasilien war ja furchtbar! Von daher war es gut, dass ein reinigendes Gewitter durch die DGV ging, damit sie sich mal die Zöpfe abschnitt.

Was genau waren denn die Zöpfe?

Die Zöpfe waren eben das historisch Orientierte und dieses Verweilen in den alten Gleisen – mit langsamem Tempo immer in eine Richtung. Es stagnierte irgendwie alles. Sie selbst sind ja auch an der Frage interessiert, was die deutsche Völkerkunde ist; ich kann keine ausländischen Urteile beibringen, doch ich habe gute Erfahrungen gemacht. Es ist hoffentlich nicht mehr so, dass die deutsche Völkerkunde nur als Verein von Individualisten angesehen wird, sondern es irgendwie doch eine schulische Entwicklung gegeben hat. Ich meine, wir haben alle Mühlmann gelesen und auch Müller ist eigentlich ein Vordenker.

Auch die inhaltliche Auseinandersetzung auf der Tagung 1969 ist sicherlich interessant – Schlesier und Müller waren ja gerade nicht jene, die die alten Zöpfe zu sehr pflügen.

Nein, sicher nicht. Sie waren mehr der Gegenwart zugewandt, allein schon aufgrund ihrer Feldaufenthalte. Leute wie Tischner und Zimmermann hatten hingegen nie eine Feldforschung durchgeführt. Auf der Göttinger Tagung sprachen zudem nicht nur Müller und Schlesier, sondern auch eine ganze Reihe anderer Vortragender. Die einzelnen Referate wurden zum Anlass genommen, sich gegenseitig zu loben – und bei dem Vortrag über Brasilien lief das Fass eben über. Und obwohl ich die 68er-Bewegung vielleicht nicht objektiv beurteilen kann, hatte ich schon den Eindruck, dass die Politisierung - vor allem das gegenwartspolitische Denken - bei den Studenten an Raum gewann. Sie befassten sich einfach mehr mit ihrer Jetztzeit und fragten nicht nur danach, was diese oder jene Ethnie in der Vergangenheit gemacht habe. Ob diese Verschiebung auch durch die Medien oder die neuen Studiengänge befördert wurde, das wissen wir alle nicht. Doch es ist eigentlich gut möglich.

Wie kam es denn bei Ihnen zur verstärkten Politisierung?

Interview vom 25.02.2010, durchgeführt in der Hamburger Privatwohnung von Helga Rammow (Freigabe v. Text u. Zeichnung durch H. Rammow am 03.08.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Zum Beispiel durch diese Geschichten wie dem brasilianischen Genozid. Ich hatte auch einen ganz vitalen Ehemann, der politisch und historisch hoch gebildet war. Die Politisierung fand also sowohl im privaten Bereich als auch im Berufsumfeld statt. Ich hatte ja auch Freunde und Kollegen, wie beispielsweise Volker Harms. Volker ist sehr kritisch, aber in seinem Denken auch sehr logisch; mit ihm und anderen gab es einfach einen Dialog, der dann etwas in Gang setzte.

Die Frage nach der Politisierung ist nicht nur mit Blick auf die Veränderungen bei der DGV interessant, sondern auch in Bezug auf Ihre Arbeit – ich denke da etwa an die neue Museumskonzeption, die Sie im Laufe der Zeit entwickelten.

Ja, richtig. Ich habe ja auch die Zeitschrift MIF - Museum, Information, Forschung - herausgegeben, gemeinsam mit Herbert Ganslmayr aus Bremen. Er führte als Kurator und Direktor am dortigen Überseemuseum ebenfalls eine Neukonzeption durch. Er war ja eine sehr spannungsreiche Persönlichkeit und mit ihm diskutierte ich viel. Er leitete in ICOM eine Arbeitsgruppe über Rückgabeforderungen von Kulturobjekten, in die auch ich involviert war. Und so kamen wir zu dem Punkt, dass man nicht einfach interessante Sachen in ein Museum stellt und sagt: »Oh schau mal, wie hübsch!«, sondern dass man zeigt, dass mehr dahinter ist. Zudem machte ich mit den Studenten auch Exkursionen, etwa nach Paris ans Musée Nationale des Arts et Traditions Populaires, wo Georges-Henri Rivière sich auch mit einer neuen Museumspraxis beschäftigte. Das war damals übrigens für die Hamburger Studenten eine sehr wichtige Exkursion. So nahmen wir zum Beispiel auch als Gäste an einem Oberseminar von Lévi-Strauss im Collège de France teil. Das hatte der damals für die UNESCO in Paris tätige Schweizer Kollege Hans Dietschy vermittelt.

Wie sah der Ansatz von Rivière aus und was löste er bei Ihnen aus?

Rivière versuchte auch, die Gegenwart mit einzubeziehen. Ausstellungstechnisch bemühte er sich, Ensembles zu zeigen – also nicht einfach isolierte Objekte zu präsentieren. Ich erinnere mich daran, wie wir im Dachgeschoss des noch im Rohbau befindlichen Museums standen. Rivière führte uns durch das Gebäude und stellte uns während der Führung das von ihm für das Museum entwickelte Konzept vor. Ich fuhr dann später nach Rotterdam, wo es eine Ausstellung zum Leben und Arbeiten in China gab: Es wurden in einzelnen Szenen und Inszenierungen gezeigt, wo die Arbeiter herkamen, wie ihr Alltag aussah. Das hat mich, wie gesagt, sehr stark angeregt und ich dachte: »Mensch, das ist doch alles Völkerkunde, auch das Hier und Jetzt.« Wir hatten bei uns eben die schönen Objekte, also irgendwelche Vasen, auch sie hatten etwas damit zu tun, nur eben nicht so direkt oder ausschließlich.

Wir bekamen jedoch auch negative Anregungen. Ich kann auch heute noch in ein Ethnologisches Museum gehen und sagen: »Nein, so nicht!«, denn es gibt immer noch Ausstellungen, die einfach Kästen mit zigtausend Pfeilspitzen zeigen, die nichts aussagen. Ganz furchtbar! Wenn man das Ausstellen wirklich ernsthaft betreiben will, muss man sich meiner Meinung nach fragen, was genau man ausstellen will, warum man es ausstellen will, für wen man es ausstellen will und wie man es ausstellen will. Diese Fragen muss man sich immer wieder aufs Neue beantworten. Gibt es beispielsweise interessante Gegenstände in einer Sammlung, die ich einmal vorzeigen will? Dann muss man sich eben fragen, warum und für wen und wie?

Könnten Sie mir diese Punkte anhand eines konkreten Beispiels erläutern, etwa Ihrer Bolivien-Ausstellung?

Wir haben eine Bolivien-Sammlung im Lübecker Museum: woraus besteht sie? Es gibt einige Textilien, einige Awayus, einige Tongefäße und einige Instrumente, wie etwa Panflöten. Das sind eigentlich schöne Sachen. Dann kommt die Frage, warum ich das eigentlich zeigen will. Sind die Sachen so attraktiv? Sprechen sie womöglich für sich selbst? Nein, das tun sie natürlich überhaupt nicht. Also, warum muss ich sie zeigen? Weil die Hersteller dieser Objekte die Vorfahren unserer Zeitgenossen sind, die da jetzt noch leben. Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Und für wen will ich das zeigen, für Erwachsene oder Kinder? Die Bolivien-Ausstellung war zwar keine Kinderausstellung, doch es gab eine Sektion für Kinder. Generell war sie für unsere Mitbürger konzipiert, auch für unsere in punkto Entwicklungshilfe denkenden Menschen. Für Bürger, Zuschauer und Gäste. Dann kommt das »Wie?« der Ausstellung: Ich selbst war mit meiner Kollegin nur zweimal in Bolivien, wo wir Gegenstände sammelten, die vom heutigen Leben zeugen. Ich machte zudem Fotos und Interviews, wir arbeiteten mit zwei Leuten vom DAAD zusammen. Es gab wunderbare Kontakte auf den Dörfern, wo wir die Objekte auswählten, um die Gegenwart darzustellen. Gleichzeitig sollten diese auch die historischen Wurzeln zeigen und die Interdependenz deutlich machen. Was kommt von dort und was kommt von hier? Die Interviews wiederum sollten die Leser ansprechen; wir führten Gespräche mit Frauen, über ihre Wohnverhältnisse, über das Kindersterben. Zudem zeigten wir »Environments«: Wir bauten Szenen auf, nachdem wir die Häuser nachgemessen hatten. Auch ein Binsen-Boot ließ ich bauen, es steht noch immer in Lübeck. Wir zeigten das Leben auf

Interview vom 25.02.2010, durchgeführt in der Hamburger Privatwohnung von Helga Rammow (Freigabe v. Text u. Zeichnung durch H. Rammow am 03.08.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

dem Land, beispielsweise die Kartoffelgewinnung, das Trocknen – das hatten wir von A bis Z mitgemacht. Eine der aufgebauten Sektionen hieß »Schule«, dort gab es dann sozusagen Unterricht. Ein Lehrer, mit dem ich in Lübeck zusammenarbeitete, zeichnete die Dinge, die jeder Mensch braucht: Jeder Mensch braucht Bildung, jeder Mensch braucht Wasser, jeder Mensch braucht Kleidung und Essen und ein Dach über dem Kopf. Seine Zeichnungen zeigten wir in dieser Schule, dort standen auch Tische, an denen die Kinder arbeiten und schreiben konnten. Wir verglichen zudem, wie eine Schule hier und eine Schule in Bolivien aussehen. Und am Ende der Ausstellung gab es noch eine Spendenaktion für ein Projekt in Bolivien, auch das ist fantastisch gelaufen. Die Ausstellung ging anschließend nach Köln und später noch nach Göttingen.

Es war also, wie Sie es einmal formulierten, ein »Öffnen der Köpfe«?

Ja, genau. Das ist ja auch wirklich schwieriger, als die Portemonnaies zu öffnen. Unsere tägliche Umwelt strotzt ja von negativen Vorurteilen gegen Fremde. Es ist vielleicht kaum möglich, sie abzubauen, aber man kann eventuell eine positivere Einstellung erzeugen, ja vielleicht auch ein bisschen Toleranz anklingen lassen – und wenn es ganz hoch kommt: Solidarität. Doch das ist natürlich schon das Ideal, nicht wahr?

Würden Sie auch sagen, dass dies eine der Aufgaben der Ethnologie ist?

Ja, ich denke schon. Wobei ich betonen möchte, dass ich ja Altamerikanistin bin, mit Ethnologie habe ich nichts am Hut – aber jetzt mal im Ernst: Eine gesellschaftspolitische Aufgabe besitzt die Ethnologie wohl schon, das würde ich schon unterstreichen.

Inwieweit kann man diese Öffnung der Köpfe durch eine sinnlich wahrnehmbare Gestaltung und Vermittlung des Fremden im Museum mit der Arbeit an den Universitäten kontrastieren? In der Ethnologie gibt es ja diese Trennung zwischen dem musealen und dem akademischen Bereich.

Man muss das ja nicht zwangsläufig konträr gegenüberstellen. Es ist eher ein Lernprozess, der da von statten geht. So kommt man auch auf das »Wie« der Ausstellung, auf das Visualisieren von Dingen – das fängt an, Aufmerksamkeit zu erregen. Es muss also zunächst einmal etwas kommen, das aufmerksam macht und dazu führt, dass man etwas erfahren will. Dafür stehen dann Informationen zum Lesen da, die sich ins Kurzzeitgedächtnis einprägen. Wenn der Besucher aus der Ausstellung geht, weiß er vielleicht ein bisschen mehr. Wenn das dann noch durch bestimmte prozessuale Abläufe ins Langzeitgedächtnis gelangt, dann kann auch ein bestimmtes Verhalten entstehen. Das ist eigentlich das Ziel. Es ist bei diesen Dingen sehr wichtig, dass man sich klarmacht, dass sie in Lernvorgängen ablaufen.

Ich reiste 1988 nach Seoul, Korea, weil ich von der UNESCO aufgefordert worden war, dort eine Konzeption deutscher Völkerkundemuseen vorzustellen. Die Koreaner wollten im Grunde nur wissen: Wie ist das in Deutschland, könnt ihr in den Osten des Landes fahren? Sie hatten ja eine vergleichbare Situation, mit dem Nord- und Südteil ihres Landes. Sie hatten aber zumindest die Möglichkeit, sich Briefe zu schreiben. Das war wirklich hochinteressant. Ich konnte zudem mein mittelasiatisches Projekt - in der Nachfolge von Richard Karutz, dem ersten Konservator am Lübecker Museum - vorstellen, in dem es um das Thema »Aus Jurten und Basaren« ging. Zum Vergleich mit der alten Lübecker Sammlung, die zum Teil von 1910 stammt, habe ich auf einer langwierigen Reise durch Mittelasien nach Objekten gesucht, welche sowohl die Kraft der Tradition als auch die Dynamik des Fortschritts zeigten. Auch sie wurden dann wieder ganz gezielt in »Environments« ausgestellt, anhand von Textilien und Wohnformen. Es ist ja wichtig, beides zu zeigen: Sie können durch alte Objekte wunderbar die Tradition darstellen, auch was die Leute mit den Objekten gemacht haben, wer es benutzt hat und wer es herstellte. Sie können an den neuen Objekten wiederum erkennbar machen, dass in ihnen immer noch ein Teil des Alten steckt – und trotzdem ist ein Wandel geschehen, etwa im Material der Gefäße oder in den Tragformen der Textilien.

Am Museum haben wir zudem Besucherforschung durchgeführt, haben uns deren Verhalten angeschaut. Ich machte mir auch Gedanken über Werbung und Museen, also zur Frage, wie man die Leute am besten dazu motivieren kann, ins Museum zu gehen. Haben Zeitungen eine Wirkung, oder Plakate, oder Mund-zu-Mund-Propaganda? Ich denke, all das gehört zur Museumsarbeit.

Was fanden Sie über jene Leute heraus, die üblicherweise nicht in ein Museum gehen und jetzt vielleicht zum ersten Mal kamen?

Einerseits half Plakatwerbung. Es musste aber sowohl ein künstlerisch zeitgerechtes als auch inhaltlich aussagekräftiges Plakat sein. Zudem ist Fernsehwerbung etwas Wunderbares – wenn es im Fernsehen kommt, dann erlangt eine Ausstellung Bedeutsamkeit, nicht wahr? Außerdem arbeitete ich mit Lehrern zusammen. Es gab zum Beispiel eine

Interview vom 25.02.2010, durchgeführt in der Hamburger Privatwohnung von Helga Rammow (Freigabe v. Text u. Zeichnung durch H. Rammow am 03.08.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Maskenausstellung, durch die ein Lehrer mit seiner Klasse ging, und am Ende sagte er zu seinen Schülern: »So, bis morgen zeichnet ihr mal auf, was für Masken ihr hier gesehen habt.« Dabei entstanden dann erstaunlich genaue Ergebnisse. Dieser Kontakt zur Schule war wirklich sinnvoll. Wir haben die Zeichnungen der Kinder dann auch ausgestellt, was natürlich eine große Motivation war. So kommen die Eltern und schauen und können sagen: »Die Zeichnung meines Kindes hängt im Museum!« – und die Touristen kommen eben auch, weil das Haus interessant aussieht.

Ich stelle es mir auch als eine der größten Herausforderungen der Museumsarbeit vor, Leute in die Ausstellungen holen zu können, die nicht von vornherein ein klares Interesse an musealer Bildung haben.

Ja, sicher. Wissen Sie, auch die Ausstattung des Museums, das ich geleitet habe, ist eigentlich grotesk. Das bezieht sich sowohl auf die Mitarbeiterzahl als auch auf die räumlichen und finanziellen Möglichkeiten. Doch wenn sie die Besucher erst einmal gebunden haben, dann sagen sie es weiter. Es ist ja leider nur so, dass die Politiker nach den Füßen zahlen, also nach dem quantitativen Erfolg einer Ausstellung. Es ist schon vorgekommen, dass Fußspuren im Schnee zweimal gezählt wurden, um sich als erfolgreich verkaufen zu können. Doch die Qualität einer Ausstellung ist nicht notwendigerweise identisch mit einer hohen Besucherzahl. Wenn man in der Nachbereitung sieht, dass man ungefähr das erreicht hat, was man sich vorgenommen hat, dann ist das schon viel. Und irgendwo kommen ja auch die eigenen Kräfte und Möglichkeiten an ihre Grenzen. Das Messen der Zahlen ist natürlich gut für eine Institution, und wenn es viele Besucher gibt, so stellt das die Existenzberechtigung vor der Stadtkasse - wie hier in Hamburg - sicher. Dennoch kann man Erfolg nicht ausschließlich über hohe Besucherzahlen definieren, wobei wir in Lübeck auch recht gute Ergebnisse erzielten.

Sie sagten vorhin, dass Sie 1971 nach Lübeck gingen: Wie war die anfängliche Situation vor Ort?

Die Lübecker Sammlung befand sich noch in Kisten. Es ist ja spezifisch für Lübeck, dass die Sammlung eine Sammlung ist, und eben kein Museum – auch heute nicht. Dann müsste man nämlich einen Hauswart anstellen, eine Putzkraft, einen Depotverwalter und Viele mehr. Das Wort »Museum« hätte für die Stadt also Folgekosten, und da Lübeck eher die Stadt der Backsteingotik, der Hanse, von Thomas Mann und Günther Grass ist, rangiert die Völkerkunde leider - wie in vielen anderen Städten - ganz hinten. Als ich ankam und einen Zweijahresvertrag erhielt, erwartete man vor allem von mir, dass ich eine Ausstellung organisiere. Die magazinierte Sammlung befand sich in einem alten Lübecker Stadthaus, doch zumindest gab es einen neutralen Ausstellungssaal. Also machte ich die Ausstellung »Mana und Tabu« mit Objekten aus der Südsee. Damals waren noch Leute da, die die alte Sammlung ein wenig kannten, sie waren ganz begeistert davon, dass die wunderbaren Südsee-Sachen nun gezeigt wurden. Die Objekte sind ja auch traumhaft schön – ich denke, auch ein Ethnologe darf Sachen schön finden. Ich zeigte also diese Ausstellung und jemand schrieb ins Gästebuch: »Wunderbar! Nie wieder einpacken, sondern einfach so stehen lassen!«; das legte ich natürlich sofort aus. Auch die Presse schrieb sehr freundlich.

Die folgende Ausstellung war eine Mitmach-Ausstellung, die ich gemeinsam mit Volker Harms organisierte: »Afrikanische Kinder als Konstrukteure – Spielzeug aus Draht und alten Dosen«. Inzwischen gibt es hier in Hamburg eine beinahe identische Ausstellung, die das aufgreift, was wir schon 1979 gemeinsam mit einer Schülergruppe gemacht haben. Die Kinder waren damals ja voll beteiligt, die Objekte stammten aus Nairobi, zudem konnte auch bei uns gebastelt werden. Die afrikanischen Kinder waren natürlich besser, sie konnten ihre Geräte auch fahren. Und der bereits erwähnte Kunstlehrer machte wunderbare Zeichnungen von den afrikanischen Konstruktionsarten.

Später, 1984, war es uns aufgrund einer großen Spende eines Mexikodeutschen möglich, in das jetzige Gebäude, das ehemalige »Zeughaus« umzuziehen. Dort standen uns sofort zwei Etagen für Ausstellungen zur Verfügung, also ging es los. Auch die Politiker unterschiedlicher Couleur nahmen uns wahr: Jemand von der CDU meinte einmal: »Also, richtige Kunst ist das ja nicht, oder?«, während die Sozialdemokraten meinten: »Das muss ja alles den Völkern zurückgegeben werden, nicht wahr?«. Die hatten alle so ein Halbwissen und standen uns skeptisch entgegen. Doch wir nahmen es mit Humor und Gelassenheit und machten unsere Arbeit.

In Lübeck wollte man also quasi nur, dass es eine Sammlung gibt, die wissenschaftlich aufbereitet wurde?

Man wollte schon, dass es sichtbar war, also dass es gezeigt wurde. Die Presse und die Kieler Landesregierung kamen ja dann auch vorbei und fanden das toll. Zudem war ich Mitglied im Museumsbeirat bei der Ministerin in Kiel. Man war schon angetan und wollte es präsentieren, aber eben zum Nulltarif. Das war die absolute Sparflamme. Nach den zwei Jahren bot man mir jedoch an, mich fest anzustellen, was dann ja auch geschehen ist. Und ein bisschen ist dann alles so geblieben – wir haben viel geschuftet, denn wir mussten alles katalogisieren, was noch nicht fertig war. Es gab zwar ein paar alte Eingangsbücher, aber mehr eben nicht. Ich entwarf dann unter anderem ein Schema für die Katalog-

Interview vom 25.02.2010, durchgeführt in der Hamburger Privatwohnung von Helga Rammow (Freigabe v. Text u. Zeichnung durch H. Rammow am 03.08.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

und Standortkarten, denn wir mussten die Objekte ja in irgendwelche Regale einordnen. Das war wirklich mühsam. Schließlich wurde unsere Tätigkeit doch etwas wahrgenommen, es hieß dann weiterhin »Völkerkunde-Sammlung« und wurde als Abteilung des »Museums für Kunst und Kulturgeschichte« geführt; und wir bekamen aufgrund des Arbeitsbeschaffungsprogramms weitere Mitarbeiter – so lernte ich wunderbare junge Kollegen kennen, mit denen ich bis heute in Kontakt bin. Eine von ihnen, ursprünglich eine Indologin, jetzt in der Ethnologie promoviert als Dr. Brigitte Templin, ist meine Nachfolgerin geworden. Ferner Thomas Klockmann, er hatte in England studiert und war schon promoviert, arbeitete bei mir zur Südsee und zu den Eskimos. Er und auch noch einige andere katalogisierten die Objekte, vermaßen sie, schrieben die Erwerbsdaten auf und vermerkten entsprechende Literaturhinweise und Publikationen. Außerdem gab es noch eine Sinologin und einen Kunsthistoriker bei mir.

Ihr unmittelbarer Vorgänger war vor vielen Jahren Richard Karutz, nicht wahr?

Ja genau, er war der Letzte gewesen, der sich um die Sammlung gekümmert hatte. Dann gab es eine Zwischenphase. Die Sammlung war früher ja das »Museum für Völkerkunde zu Lübeck«, welches jedoch 1943 zerbombt wurde. Die Sammlung konnte gerettet werden und lagerte fortan in einem Bunker. Dann wurde sie nach Hamburg ans Museum für Völkerkunde verfrachtet, mit der Bitte, sie aufzuarbeiten und gut zu bewahren. Karutz selbst war ein HNO-Arzt, der unter anderem Mittelasien, Estland, Ägypten und Tunesien bereist hatte. Er war auch als Schiffsarzt tätig gewesen. Meine Nachfolgerin hat jetzt in Luzern über ihn promoviert. Sie recherchierte intensiv zu seiner Person, es gab da relativ wenig Material. In seinen letzten Jahren wurde er zum Anthroposophen, aufgrund der Ereignisse und Erfahrungen des Ersten Weltkriegs. Er traf auf Rudolf Steiner, zu dem er sich hingezogen fühlte, und wollte eine anthroposophische Völkerkunde etablieren. Das ist natürlich etwas schwer nachzuvollziehen, darum ist er im Fach auch nicht richtig wahrgenommen worden. Dennoch hat er viel geleistet, mit seinen Ausstellungen und Sammlungen.

Kommen wir noch einmal zur DGV – 1985 organisierten Sie die Tagung in Lübeck?

Ja. Ich erinnere mich auch noch gut an Herrn Feest mit seinem Wiener Charme. In Lübeck waren wir nicht so groß ausgestattet, doch ich habe Sondermittel erhalten, denn einer der Senatoren war mir zugewandt und erkannte unsere Arbeit wirklich an. Zudem stellte er uns im herrlichen Lübecker Rathaus Säle für die verschiedenen Arbeitsgruppen zur Verfügung. In Bezug auf die Unterbringung arbeiteten wir mit dem Tourismusbüro zusammen. Auch konnten wir eine Exkursion nach Schleswig-Holstein anbieten, wo wir alte Klöster besichtigten. Alles war wunderbar organisiert und das Rathaus war als Tagungsort großartig.

Dennoch scheint die Völkerkunde in der Universitätslandschaft Schleswig-Holsteins nicht wirklich verankert zu sein – beispielsweise Frau Schlosser hatte ja einen Einzellehrstuhl bei den Geographen.

Ja, das stimmt. Sie hatte dort aber auch das Museum, dieses Haus ist wirklich ihr Leben. Sie ist eine wunderbare und rührende Frau, die ja auch eine ganze Menge publiziert hat, etwa zu den Zulu. Ich habe auch immer gesagt, dass Kiel dieses Museum benötigt – man wollte es ja nach Schleswig verlegen. Ich mahnte stets an, dass Schleswig-Holstein kein richtiges Völkerkundemuseum hat, Mecklenburg-Vorpommern ebenso wenig. Hamburg hat eines. Wenn es Sinn machen soll, dann müsste das eigentlich zentralisiert werden – meinerwegen in Lübeck, mit einer Außenstelle in Kiel, für die Kieler Sammlung. In Husum gibt es im Nissenhaus wunderbare Sammlungen, die ich zum Teil aufgenommen habe. Dort würde man uns die Sachen sofort geben. Es muss allerdings ausgestellt werden – nicht immer und alles, aber es darf auch nicht einfach so verscheuert werden. Lübeck verkauft ja ganz gerne, nicht wahr? Insofern ist es eine schwierige Situation. Die Frage, ob man die Völkerkunde dort braucht oder nicht, bleibt also bestehen. Meine Nachfolgerin hat jetzt gehört, dass das Museum - es ist momentan geschlossen - vielleicht doch wieder öffnet. Sie glaubt aber keines der Gerüchte und arbeitet an ihren Sachen weiter, etwa einem Band über die völkerkundlichen Objekte der Sammlung. Damit hat sie viel zu tun und ich denke: »Man kann ja nicht immer nur kämpfen, dabei geht man ja vollkommen kaputt.« Ich bin damals auch jeden Tag die knappe Stunde von Hamburg nach Lübeck gefahren, es waren zum Teil schon recht schwierige Zeiten.

Frau Rammow, Sie überblicken ja einen relativ großen Zeitraum der Fachgeschichte. Wie erklären Sie sich, dass sich die Museumsethnologie und die Ethnologie an der Universität so sehr voneinander entfernt haben?

Ich kann nicht genau sagen, ob ich wirklich einen Gesamtüberblick habe, denn man ist ja oft genug sehr mit seiner alltäglichen Arbeit beschäftigt. Es ist jedoch nicht ganz und gar zu leugnen, dass auch eine kleine Arroganz bei den Universitätsethnologen vorhanden ist, ein kleines Herabschauen auf die schlichten Museumsdinge, die sich wiederum ja auch leider manchmal so schlicht dargestellt haben.

Interview vom 25.02.2010, durchgeführt in der Hamburger Privatwohnung von Helga Rammow (Freigabe v. Text u. Zeichnung durch H. Rammow am 03.08.2011)

Transkription: Wencke Jäger, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Andererseits sind die Verflechtungen in einer Universitätsstadt wie Hamburg eigentlich ganz gut. Da gibt es Afrikanisten, Linguisten und viele Parallelfächer. In Lübeck gibt es an der Uni keine Ethnologie, dort will man sie immer mit den Naturhistorikern oder Kunsthistorikern zusammentun – aber die Lübecker Kunstgeschichte ist einfach ein anderes Fach. Es ist also schon ein einziger Kampf, ein ewiges Argumentieren, und jeder hat seine Vorurteile. Wir wissen ja, dass man gegen Vorurteile nur allzu schwer ankommt. Gleichzeitig gibt es anderswo versöhnliche Zeichen, man denke zum Beispiel an die Tübinger Volkskunde, die stark mit den Völkerkundlern zusammenarbeitet. Allgemein sind Städte wie Tübingen oder Göttingen da recht positiv zu erwähnen, die Universitätsinstitute kooperieren verstärkt mit den Museen. Annäherungen sind also vorhanden.

Was mir dazu aber auch noch einfällt: In Hamburg war ich einmal auf einem Podium dabei, als es um die Neukonzeption der Museen ging. Es wird ja immer gesagt, dass wir die anderen Völker verstehen lernen wollen. Doch dann stellen viele Museumsleute einfach ihre Plastiken und Masken hin - und dann versteh mal! So einfach geht das nicht. Man muss Materielles in ein Umfeld einbetten, welches das Verstehenlernen ermöglicht und erleichtert. Das ist das Ziel, wenngleich es immer ein edles war.

Woher bekommt man denn die jungen Leute, die heutzutage ans Museum gehen könnten?

Jeder, der von der Universität kommt, würde sofort an ein Museum gehen – weil sie sich das alle so schön und romantisch vorstellen mit den hübschen Gegenständen. Und es ist ja auch schön! Während meiner Zeit am Museum habe ich nie einen Designer beschäftigt; heute bestellt man ihn für 200.000 Euro, um eine Ausstellung aufzubauen. Dabei ist es ja das Tolle, dass man selbst kreativ tätig sein kann. Man muss eine Raumkonzeption anfertigen, sich eine Vitrinenkonzepktion überlegen und vieles mehr. Es muss ja von allen Seiten stimmen. Das macht Spaß und ist etwas Tolles, auch wenn es mit Ethnologie als solcher zunächst einmal noch nichts zu tun hat. Wenn man jedoch etwas vermitteln will, dann muss es auch ansprechend und ästhetisch sein, sonst stößt es die Leute ab und sie gehen gleich wieder.

Mir scheint auch, dass der Umgang mit der materiellen Kultur im Studium eigentlich nicht mehr vermittelt wird. Wie schätzen Sie das ein?

Das wird heute nicht mehr gemacht; bei uns war es damals noch Teil der Ausbildung. Frau Johansen hat ja übrigens immer von materialisierter Kultur gesprochen, das ist ja eigentlich eine ganz gute Bezeichnung. Heutzutage sind die Forschungsschwerpunkte natürlich ganz anders gelagert als damals bei uns – wenn jemand beispielsweise in die Südsee fährt, dann wird etwa zu Genderfragen gearbeitet. Das ist auch vollkommen berechtigt und muss so sein, die Forschungsfragen können ja nicht stehen bleiben. Doch alle Einzelaspekte sollten sich idealerweise zu einem großen Mosaik zusammensetzen, es muss in einem Prozess zu einem großen Ganzen integriert werden.

Worin sehen Sie die Kernbestände der Ethnologie?

Das ist nicht ganz leicht zu beantworten. Wie ich bereits angedeutet habe, ist die Ethnologie für mich ein gesellschaftspolitisch relevantes Fach, das zu einem spannungsfreieren Verhältnis der Kulturen untereinander beitragen kann, gerade im Zeitalter der Globalisierung. Ich denke es ist wichtig, dass man die Herkunft, die Gegenwart und eventuell auch die Zukunft dieser vielen verschiedenen Kulturen verstehen lernen kann.